

Nr. 187. Bromberg, den 1. November 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(15. Fortsetzung.)

Dorival schnappte nach Luft.

Herr Direktor Zahn schnappte auch nach Luft.

„Herr Baron", sagte er, „Ihre Mitteilungen überraschen mich in hohem Grade. Ich werde sofort feststellen, ob Emil Schnepfe wirklich durchgebrannt ist. Zuvor aber muß ich Ihnen bemerken, daß Ihr Unwille Sie zu einer ungerechten Beurteilung des Falles verleitet. Noch vor einer Stunde hat auf dem Platze, auf dem Sie jetzt stehen, Emil Schnepfe gestanden. Ich habe ihn gesehen, wie ich Sie sehe. Und ich kann Ihnen sagen, daß mir in meiner langjährigen Praxis noch nie eine solche Ähnlichkeit zwischen zwei Menschen vorgekommen ist, die sich ganz fremd sind, die ganz verschiedenen Gesellschaftsklassen angehören. Diese Ähnlichkeit macht eine Verwechslung entschuldbar. Ich muß meine Beamten gegen Ihre Vorwürfe in Schutz nehmen. Wenn Sie selbst Gelegenheit gehabt hätten, den Schnepfe zu sehen, würden Sie mir recht geben müssen. Bitte, kommen Sie jetzt mit mir zu der Arrestzelle."

„Ich komme eben von dort", brummte Dorival. Aber er folgte.

Die Arrestzelle war natürlich leer.

Nun wurde Direktor Zahn wütend!

Dorival verstand jetzt, warum der Athlet einer Begegnung mit seinem Brotgeber so scheu ausgewichen war. Die Stimme des Direktors schallte scharf und schneidend durch die Gänge, und schließlich gelang es ihm, die Schuldigen zur Stelle zu schaffen.

Die Untersuchung ergab folgendes:

Schnepfe war in dem Raum, der für gewöhnlich dem Diener des Direktors als Aufenthalt diente, eingesperrt worden. Dieser Raum wurde Arrestzelle genannt, aber als solche natürlich nur in Ausnahmefällen benutzt. Gegen vier Uhr nachmittags hatte man Schnepfe hier eingesperrt. Die Tür, die das Zimmer mit dem Korridor verband, war mit einem guten Sicherheitsschloß versehen. Sie war die einzige, die in den Raum führte. Der Tür gegenüber, an der anderen Schmalseite des Zimmers, befand sich ein kleines, einflügeliges Fenster, das durch eine eiserne Lasche derart mit dem Fensterrahmen verbunden war, daß man es nur nach Entfernung einer Schraube öffnen konnte. Es führte auf einen mit Steinfließen belegten Hof. Direktor Zahn stellte fest, daß die Schraube aus der Lasche herausgedreht war, eine Arbeit, die Schnepfe wahrscheinlich mit einem starken Taschenmesser ausgeführt hatte. Wie Schnepfe dann seine Flucht weiter fortgesetzt hatte, erschien dem Direktor Zahn vollkommen klar. Unterhalb des Fensters lief ein starkes Gesims rings um das Haus. Von diesem hatte, nach Ansicht des Detektivs, der Flüchtling den Sprung in den Hof gewagt.

„Und wahrscheinlich hat er sich dabei verletzt!" meinte Zahn.

Dorival widersprach natürlich nicht, aber er überzeugte sich, daß ein geschickter Turner, wenn er sich flach an die Wand des Hauses drückte und sich mit den ausgebreiteten Armen an den Fenstereinfassungen festhielt, auf dem Gesims vorsichtig weitergehend bis zu dem großen Fenster gelangen konnte, das in das Treppenhaus führte. Diesen Weg hatte sein kühner und gewandter Doppelgänger genommen.

„Wie ist es Ihnen eigentlich gelungen, den Schnepfe zu fangen und hierher zu bringen?" fragte Dorival, der nicht begreifen konnte, daß die ungeschickten Leute des „Prometheus" den gewitzigten Schnepfe überlistet haben sollten.

„Wir haben Glück gehabt!" antwortete Direktor Zahn. „Der Mann ist uns selbst ins Garn gegangen. Er erschien heute nachmittag in der anderen Abteilung meines Instituts, in der Auskunftei. Er nannte sich Graf Hohenlohe und verlangte eine private Auskunft. Raten Sie, über wen?"

„Wie kann ich das raten?" antwortete Dorival und zuckte mit den Achseln. „Das ist ja auch gleichgültig."

Direktor Zahn lächelte überlegen.

„Wie Sie meinen. Er verlangte eine genaue Auskunft über einen gewissen Herrn Dorival von Armbrüster."

„Ach nee!" staunte Dorival.

„Zufällig war Herr Crusius gerade in der Auskunftei. Er nahm sich den angeblichen Grafen Hohenlohe vor und hatte sofort die Überzeugung, daß er in ihm diesmal den richtigen Emil Schnepfe gepackt hatte. Ich wurde verständigt und ordnete die Festnahme Ihres Doppelgängers an. Wären Sie in Ihrer Wohnung gewesen, als ich Sie zum erstenmal anrief, Herr Baron, so wäre das Unglück nicht geschehen. Da Sie erst jetzt hierher kamen, hatte Schnepfe über drei Stunden Zeit, sich einen Fluchtplan auszudenken und ihn auszuführen. Ich hatte angeordnet, daß einer meiner Beamten alle Viertelstunden nach dem Schnepfe sehen sollte. Die Leute behaupten, das wäre geschehen."

„Dann trifft mich also die Schuld, daß er Ihnen ausgekniffen ist," spöttelte Dorival. „Na, ich habe ja auch dafür meine Keile bekommen."

„Allerdings, Herr Baron, ein Teil der Schuld trifft auch Sie," fuhr Direktor Zahn fort, „und wenn Sie mir den Auftrag entziehen, so würde ich mich doch nicht verpflichtet fühlen, unter den obwaltenden Umständen Ihnen den erhaltenen Vorschuß zurückzuzahlen."

Dorival mußte unwillkürlich lachen. Also darauf ging die Sache hinaus! Er beruhigte den Direktor in dieser Beziehung, und sie schieden in Frieden.

Dorival verließ das Haus in sehr vergnügter Stimmung. Schnepfe war frei, und er war den Direktor Zahn los, der ihm nur Ungelegenheiten bereitet hatte. Das waren zwei Errungenschaften, über die er sich aufrichtig freute.

In einem Hutgeschäft in der Friedrichstraße kaufte er sich einen neuen Hut. Dann beschloß er, bei Mitscher zu Abend zu essen.

Als er aus der hellerleuchteten Friedrichstraße in die Französische Straße einbog, fühlte er wie sich eine Hand leicht auf seine Schulter legte.

„Verzeihung, Herr von Armbrüster, nur eine Frage!"

Dorival fuhr herum. Vor ihm stand Emil Schnepfe.

„Sie?"

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie hier auf der Straße anspreche," sagte mit einem höflichen Lächeln der andere. „Ich wollte Ihnen nur zunächst mein Bedauern aussprechen über die schlechte Behandlung, die man Ihnen in dem Institut „Prometheus" hat zuteil werden lassen."

„Was wissen Sie denn davon?"

„Ich sah, daß Sie gezwungen waren, sich einen neuen Hut zu kaufen.“

„Ah so! Sie sind hinter mir hergegangen!“

„Jawohl, Herr von Armbrüster. Ich wollte die günstige Gelegenheit benutzen, um Ihnen meinen Besuch anzumelden. Ist es Ihnen recht, wenn ich mich morgen, so gegen fünf Uhr abends bei Ihnen einstelle? Außerdem soll ich Ihnen einen Gruß von Fräulein Lotz bestellen.“

„Danke. Aber — welchem Umstand verdanke ich Ihre Absicht, mich besuchen zu wollen?“

„Aber, Herr von Armbrüster, wir haben doch wichtige Geschäfte miteinander. Wir müssen uns doch über die Sache Labwein einigen. Meine Hochachtung, Herr von Armbrüster! Nein, bitte, protestieren Sie nicht. Sie können stolz auf Ihre Arbeit sein! Also, um fünf Uhr. Sie werden mich erwarten, nicht wahr, Herr Baron?“

„Ja, kommen Sie. Ich werde zu Hause sein. Wissen Sie, wo ich wohne?“

„Aber gewiß, Herr von Armbrüster. Auf Wiedersehen!“

Er grüßte und wandte sich wieder der Friedrichstraße zu.

12.

Dorival ging zu Mitscher.

Von dort aus telephonierte er an Galdino. Der Diener meldete, der Herr Rittmeister von Umbach sei gekommen und warte auf den gnädigen Herrn. Dorival ließ den Rittmeister an den Fernsprecher bitten.

„Was gibt's denn, mein Junge?“ fragte Umbach.

„Nichts Besonderes. Ich sitze nur bei Mitscher und würde mich sehr freuen, mein kärgliches Abendbrot nicht allein verzehren zu müssen.“

„Schön!“ sagte Umbach. „Ich komme.“

Und Dorival belegte eine der Nischen, in denen es sich so gemütlich bei einem Glase Wein plaudern läßt. Die Begegnung mit Emil Schnepfe beschäftigte ihn, vor allem aber der bevorstehende Besuch seines Doppelgängers. Einen Augenblick dachte er daran, Umbach ins Vertrauen zu ziehen und ihn zu bitten, der Unterredung beizuwohnen, verwarf aber den Gedanken sofort. Nein, er allein hatte sich die Suppe eingebrockt und er allein wollte sie ausessen — so beschloß er lächelnd. Im Grunde war er auf den Besuch des Herrn Emil Schnepfe sogar sehr gespannt, obwohl er nur eine Erpressung fürchtete. Nicht nur fürchtete, sondern sie als selbstverständlich erwartete. Aber schließlich war es nur eine gerechte Strafe, wenn die Geschichte ihn ein tüchtiges Stück Geld kostete ....

Umbach kam. Er brachte gute Laune und Appetit mit. Die beiden Freunde aßen beide gemeinsam zu Abend. Umbach, der einen guten Tropfen liebte, trank etwas hastig und wurde, wie das so seine Art war, etwas geräuschvoll.

„Soll ich dir sagen, was dich drückt?“ rief er Dorival zu und klopfte ihm auf die Schulter.

„Na?“

„Du hast dich total verändert!“

„Hab ich auch!“ lachte Dorival. „Mehr als du ahnst!“

„Du bist verliebt!“

„Ach nee?“

„Ach ja! Mir kannst du's ruhig eingestehen. Von Ruth Rosenberg kommt man so leicht nicht los, wenn man einmal Feuer gefangen hat, mein Freund! Nun sag mal ehrlich: Willst du oder willst du nicht, daß ich dich bei Rosenbergs einführe?“

„Ich will!“

„Aha — bist du endlich so weit?“

„Ja, nun bin ich so weit.“

„Dann hol' ich dich morgen um fünf Uhr ab.“

„Morgen? Das geht nicht.“

„Warum?“

„Ich habe eine Verabredung. Ich bekomme Besuch.“

„O, über dich Sünder!“

„Bitte, Umbach, keine Witze. Es handelt sich um eine geschäftliche Besprechung, die obendrein sehr unangenehm ist!“

„Dauert sie lange?“

„Das kann ich nicht wissen. Laß uns übermorgen zu Konsul Rosenberg fahren.“

„Übermorgen kann ich nicht. Sagen wir Sonnabend.“

„Gut, sagen wir Sonnabend.“

*

Es war gegen fünf Uhr. Dorival wartete auf den Besuch des Herrn Emil Schnepfe. Das Warten machte ihn ein wenig nervös, obwohl er sich Mühe gab, seine gewohnte Ruhe zu bewahren. Er fühlte, daß er in seinem Doppelgänger einen gefährlichen Gegner vor sich haben würde. Das Unangenehme an der Sache war, daß er nicht wußte, wie er diesen Mann anfassen mußte.

Er rauchte eine Zigarette nach der anderen — schenkte sich einen Kognak ein . . .

Nun war es fünf Uhr.

Aber Herr Schnepfe ließ auf sich warten. Als eine Viertelstunde über die festgelegte Zeit verstrichen war, begannen Dorival Zweifel aufzusteigen, ob Emil Schnepfe überhaupt kommen werde —

„Zum Teufel!“ dachte er, „wenn der Mensch nun wirklich von der Polizei gefaßt worden ist? Man wird ihm das Attentat auf Labwein vorhalten und — na, das kann ja nett werden!“

Er sah auf die Uhr. Fünfundzwanzig Minuten über die festgesetzte Zeit waren verstrichen. Nun hielt er es nicht mehr aus. Er wollte fort, auf die Straße, irgendwohin.

Gerade wollte er Galdino klingeln, damit er ihm Hut und Mantel brächte, da trat aus der Türe, die von seinem Arbeitszimmer in sein Wohnzimmer führte, Herr Emil Schnepfe.

Unwillkürlich prallte er einen Schritt zurück.

„Zum Donnerwetter!“ rief er seinem Besucher entgegen, „wie kommen Sie in meine Wohnung?“

Emil Schnepfe lächelte verbindlich.

„Guten Abend, Herr von Armbrüster“, sagte er. „Ich hatte mich um fünf Uhr bei Ihnen angesagt, und ich war pünktlich zur Stelle. Ich war nebenan, und Sie erwarteten mich hier. Ich würde es lebhaft bedauern, wenn Sie ungeduldig geworden sein sollten. Darf ich mich setzen?“

Er wartete die Erlaubnis Dorivals nicht ab, sondern ließ sich behaglich in einen der Klubsessel fallen.

Dorival griff nach einer Zigarrenkiste und bot sie seinem Gast an.

„Rauchen Sie? Bitte, bedienen Sie sich.“

Emil Schnepfe lächelte und zog seine Zigarrentasche hervor.

„Verzeihen Sie, Herr von Armbrüster, wenn ich meine eigene Marke vorziehe“, sagte er und setzte, wie zur Entschuldigung hinzu: „Es soll in der Ablehnung durchaus kein Mißtrauen gegen Sie liegen. Sie werden ja nicht nur Opiumfabrikate besitzen. Ich bin aber nun einmal an meine Sorte gewöhnt.“

„Opiumfabrikate?“ staunte Dorival. „Was wollen Sie damit sagen?“

Emil Schnepfe blinzelte vielsagend den Hausherrn an.

„Wenn Sie es wünschen — gar nichts.“

Er steckte sich mit Hilfe des Taschenfeuerzeuges seine Zigarre an und blies einige vortreffliche Ringe in die Luft.

„Sie wohnen hier sehr angenehm, Herr von Armbrüster. Das habe ich schon gestern abend gefunden. Ich war nämlich gestern abend, nachdem wir uns getrennt hatten, hier. Der Türwart dieses Hauses, dem ich sagte, ich hätte meine Schlüssel vergessen, öffnete mir die Türe zu dem Dienstbotenaufgang. Er verwechselte uns beide natürlich. Ihrem Diener passierte das ebenfalls.“

„Das ist ja reizend!“ dachte Dorival.

„Darum hat er Ihnen von meinem Besuch wohl auch nichts erzählt. Heute habe ich mir wieder von dem Hauswart die Hintertür öffnen lassen. Der Mann ist dienstwillig, sehr aufmerksam. Ihr Diener stand im Gang und wartete auf den Herrn, der Ihnen einen Besuch machen wollte. Er beschwerte sich eben bei mir, daß der Mann so lange auf sich warten lasse. Also, um auf unser Geschäft zu kommen: Sie haben dem Labwein eine Brieftasche mit 12 500 Mark und einigen Wertpapieren weggenommen. Die Polizei vermutet in mir den Täter — Sie haben diese Vermutung unwidersprochen gelassen. Ich nehme Ihnen das nicht weiter übel, obwohl ich sonst nicht gern die Suppe ausesse, die sich andere eingebrockt haben. Ich wünsche nun zweierlei von Ihnen zu wissen: erstens, warum haben Sie bei Labwein lange Finger gemacht? Sie können auf die Arbeit stolz sein, das sagte ich Ihnen schon. Aber ich sehe den Grund nicht ein, der Sie dazu veranlaßt hat. Sie befinden sich, wie ich weiß, in guten Verhältnissen. Zweitens möchte ich wissen, wie Sie mich an der Sache beteiligen wollen, wenn ich Ihnen verspreche, die Folgen der Tat, die Sie begangen haben, auf mich zu nehmen?“

Herr Emil Schnepfe hatte mit großer Ruhe gesprochen. Jetzt sah er Dorival fragend an.

Dorival gab keine Antwort. Lügen wollte er nicht. Über diese — diese Labweinsache aber zu sprechen, hatte er erst recht keine Lust.

Herr Schnepfe überhob ihn aller Mühe. Er fuhr lächelnd fort:

„Als ich vorhin Ihr Arbeitszimmer zu meinem Aufenthalt wählte, fand ich, daß einer meiner Schlüssel zu Ihrem Schreibtisch paßte. Neugierig, wie ich nun einmal bin, öffnete ich den Schreibtisch und fand in dem rechten Schubfach jene Brieftasche, die früher einmal Herrn Labwein gehört hat. Das Geld war noch vollzählig vorhanden.

Daraus schließe ich, daß Sie sich in guten Verhältnissen befinden. Auch auf keinem der Wechsel stand Ihr Name. Dieser Umstand macht mich neugierig, zu erfahren, was Sie zu der Tat bewogen hat. Ich halte es für richtig, wenn Sie mich in alles einweihen, was mit der Sache zusammenhängt. Sie können wirklich ganz offen zu mir sprechen. Ich habe einen sehr triftigen Grund, Sie nicht hineinfallen zu lassen. Ich nenne Ihnen den Grund später."

Dorival lachte kurz auf. Der Mann gefiel ihm eigentlich. Kurz entschlossen sagte er:

„Gut, ich habe dem Labwein die Brieftasche fortgenommen."

Emil Schnepfe nickte befriedigt.

„Warum?"

Dorival zögerte mit der Antwort —

„Ich will so offen gegen Sie sein, Herr Schnepfe," sagte er endlich, „als ich sein darf, ohne die Interessen anderer zu gefährden. Ich habe in der Tat dem Labwein die Brieftasche nicht fortgenommen, um Geld oder Wechsel zu stehlen. In der Brieftasche befand sich ein Dokument, das in der Hand des Labwein sehr schlecht aufgehoben war, das dieser Labwein durch eine Unredlichkeit an sich gebracht hatte. Nur, um in den Besitz dieses Dokumentes zu gelangen, habe ich die Brieftasche an mich gebracht. Ich pflege sonst keine Streiche zu begehen, wie den, den ich Labwein gespielt habe. Es war mein Erstlingswerk in dieser Beziehung."

(Fortsetzung folgt.)

Die Hexe.

Eine wahre Geschichte aus Steiermark.

Von Peter Prior.

Weit drinnen im Tal, da wo schon der Bach anfängt, sich zum Graben zu verengen und die Welt mit Brettern vernagelt ist, wohnte die Nandl. Sie war ein altes Weiberleut, die keinem Menschen was zu Leide tat. Wie konnte sie auch mit ihren 76 Jahren? Sie suchte den ganzen Sommer über Erdbeeren, Himbeeren, Pilze und dergleichen, schichtete um ihre Keuschen Holz auf, hatte eine Truhe im Hause stehen, in der sie für den Winter Mehl und Schmalz sammelte, so wie ein Hamster in seinen Bau. Ihr Mann war Bergmann gewesen, du lieber Gott, vor zwanzig Jahren war er beim Sprengen verunglückt. Und Kinder? Ja, wo waren die? — —

Kein Mensch tat der Nandl was bis zu dem Tage, wo ein Einleger auf dem Schub ins Dorf kam, ein alter Saufbruder, der sich in der ganzen Welt umhergebettelt hatte, bis er endlich der Gemeinde zur Last fiel. Der wohnte einen Monat und den anderen bei einem anderen Bauern und trug den Klatsch und den Tratsch von Haus zu Haus. Die Nandl war ihm im Wege, weil sie wußte, sich ein paar Groschen zu verdienen, weil sie die besten Erdbeeren- und Himbeerenplätze kannte und bei den Leuten beliebt war.

Da ging beim Kollerbauer ein Schwein ein. Rotlauf. Was sollt' es denn sonst sein? Aber der Einleger wußte es besser. „Na", meinte er, „ich will nichts Schlechtes sagen, aber ich bin weit, weit in der Welt umhergekommen. Die Sau is — verhext!"

„Das wär' ja noch schöner!" sagten die Bauern. „Wer sollt' denn die Sau verhexen?"

Drei Tage später legte sich das schönste Pferd vom Kirchbacher hin und krepierte an „Kolik".

„Da habt's es!" sagte der Einleger. „Und das hört nimmer auf im Ort. Wieder die Hex' und immer wieder die Hex'!"

Und sie fragten ihn, wer die Hex' wäre, und er wisperte es dem einen Bauern ins Ohr, so daß die ganze Wirtsstub' es hörte:

„Die Nandl und keine andre!" sagte der Einleger. „Ich hab' sie einmal in der Freitagnacht belauscht. Da hat sie mit dem Teufel geredet! Ich bin weit in der Welt herumgekommen und hab' den Teufel oft genug gesehen. Es is so, Bauern, wie ich's euch sag'!"

Und wie es schon zugeht in der Welt, acht Tage später liegen in der Früh' beim Schilcherwirt sechs Schafe mausetot im Stall, die schönsten Schafe, knapp vor der Schur.

Wieder die Hex'! Die Bauern schüttelten die Köpfe. Sie kannten die Nandl schon seit langer Zeit. Aber der Einleger hatte die Frauen und die Kinder auf seiner Seite. Wenn die Nandl ins Dorf kam mit schönen Schwammerln oder Erdbeeren, keine Bäuerin kaufte sie. Die Kinder wichen dem Weiblein aus und schlugen wohl gar ein Kreuz. Die Müllerin gab ihr kein Mehl und die Fleischerin kein Schmalz. So wanderte die Nandl von Haus zu Haus, hörte ab und zu den Zuruf: „Hex', alte Hex'", und ging traurig in ihre Hütte. Was bloß die Leut' von ihr wollten? — —

Eines Tages brannte es im Dorf, drei Bauernhöfe mußten daran glauben. Der Einleger war überall der erste an den Spritzen und immer schimpfte er auf die Hex', die noch das ganze Dorf ins Unglück bringen werde. Sie rollten einige Tonnen Bier und ein Fäßlein Schnaps auf den Kapellenplatz und tranken bei den Löscharbeiten.

Und der Einleger hetzte die Frauen auf, so daß ihrer zehn ihm folgten hinauf in den Graben, wo die Nandl wohnte. Sie stürmten in ihre Hütte, aber die Nandl war nicht zu Hause. Sie saß im Wald und zitterte vor Angst am alten, gebrechlichen Körper, denn das Feuer wütete gar arg im Dorf. Und sie betete für ihren Heimatsort.

„Anzünden, das Hexennest!" schrie der Einleger, und bald stand die kleine Hütte in hellen Flammen. —

Aber als die Flamme emporschlug, standen die Weiber stumm und entsetzt da. Und eine wilde Flucht ins Dorf begann.

Der Einleger, dessen Augen aus dem Schädel quollen, schlich sich ans Schnapsfaß. Es war leer. Er kroch wie eine Schlange hinter eine bereits verkohlte Scheune, drehte sich einen Strohwisch, entzündete ihm am glimmenden Brand und torkelte zum Schilcherwirt.

Aber da ereilte ihn sein Schicksal. Der Gendarm kam gerade zur rechten Zeit, um ihn beim Kragen zu nehmen.

„Bin ein bißchen zu spät gekommen, du Verbrecher!" sagte er und zerrte den Einleger vor die Kapelle. „Da habt's euren Brandstifter!" rief der Gendarm und legte die Fesseln ums Handgelenk des Betrunkenen, der sich wild wehrte.

Am nächsten Morgen, als sie alle nüchtern ins helle Licht der Sonne blickten, da war der erste Gedanke an die Nandl. Sie zogen hinaus zur Hütte, aber von der war nichts mehr da. Nur die Katze schlich wehmütig miauend um die verkohlten Balken.

Die Nandl aber fanden sie oben beim Kreuz im Wald liegen. Sie hatte die Hände gefaltet um den Rosenkranz und war tot.

Es gab damals böse Strafen. Der Einleger erhielt fünfzehn Jahre schweren Kerkers, drei Bauernfrauen je drei Jahre Kerker. Letztere ließ man nach achtzehn Monaten laufen, der Einleger aber hängte sich eines Tages auf. Sie waren im Zuchthaus froh, daß sie ihn los waren.

Volkssprüche und Bauernregeln

auf den Monat November.

Gesammelt von Hans Runge.

Ach, vor den Novemberwinden,
Alle letzten Blümchen schwinden.
(Nach Platen.)

*

Wenn der November regnet und frostet,
Das der Saat das Leben kostet.

*

Friert im November zeitig das Wasser,
Dann ist's im Jänner um so nasser.

*

Hat im November der Buchen Holz Saft,
Viel, viel Nässe der Winter dann schafft.

*

November trocken und klar,
Ist übel fürs nächste Jahr.

*

Novemberschnee tut der Saat wohl, nicht weh.

*

Ein heller November gibt Regen und milde Luft im Januar.

*

Sitzt im November an den Bäumen fest das Laub,
So kommt ein gestrenger Winter, das glaub'.

*

Tummeln sich die Haselmäuse,
Ist's noch weit mit Winters Eise.

*

Allerheil'gen klar und hell,
Sitzt der Winter auf der Schwell'.

*

Ist Martini Sonnenschein,
Trifft ein kalter Winter ein.

Jesus und die Grille.

(Nachdruck verboten.)

Legende von Hans Gäfgen.

Als Jesus einst an einem lauen Spätsommerabend zu einer Schar Menschen sprach, die sich auf freiem Felde um ihn gesammelt hatte, geigte eine Grille hell und klar im sinkenden Tage, so daß die Fernerstehenden die Worte des Herrn kaum vernehmen konnten.

Da begannen ein paar junge Burschen, die sich unter die Menge gemischt hatten, Jagd zu machen auf das Tierlein. Jesus aber hielt augenblicklich, da er das Vorhaben der jungen Leute gewahrte, in seinen Worten inne, blickte streng zu den Burschen hin und sagte: „Lasset die arme Kreatur in Frieden! Sie freut sich des wundersamen Sommertages und dankt dem Schöpfer auf ihre Art. Lauschet, ihr Menschen, dem Lied der Grille. Wer es aber nicht zu deuten weiß, der wird auch nicht begreifen die Worte, die aus meinem Munde kommen."

Und Jesus ging von dannen, der sinkenden Sonne entgegen. Das flutende Gold des Abendhimmels aber war um ihn, wie ein herrlicher, wundersamer Mantel.

Die Parabel von den Blinden und dem Elefanten.

Von Prof. Dr. Hans Bauer (Universität Halle).

(Nachdruck verboten.)

Einer der größten Geister des Islam und einer der tiefsten Denker aller Zeiten war der muhammedanische Religionsphilosoph al-Ghazzali, in der Geschichte der Philosophie bekannt als Algazel, gestorben im Jahre 1111. In seinem Hauptwerk „Neubelebung der Religionswissenschaften", das er zur Zeit des ersten Kreuzzuges schrieb, findet sich eine hübsche Parabel, deren Lehre auch für unsere Zeit beherzigenswert ist.*) Nachdem er das alte, im Grunde auch heute noch ungelöste Problem der Willensfreiheit des Menschen erörtert und die drei damals darüber bestehenden Meinungen geprüft, aber alle drei als unzulänglich befunden hat, obgleich jede von ihnen etwas Richtiges enthalte, fährt er fort: Wollte man aber einwenden, ich hätte allen drei Parteien in einem gewissen Sinne recht gegeben und sie trotzdem alle als unzulänglich hingestellt, darin liege doch ein Widerspruch, wie sei denn das zu verstehen und könne man es nicht durch ein Gleichnis dem Verständnis näher bringen, so antworte ich:

Denken wir uns eine Anzahl blinder Menschen, die vernommen haben, es sei in ihren Ort ein seltsames Tier, Elefant geheißen, gebracht worden, dessen Gestalt sie noch nie gesehen und dessen Namen sie noch nie gehört haben. Da sagen sie: „Wir müssen das Tier durch eigene Wahrnehmung kennen lernen und zwar durch Berühren, denn das können wir." Sie begeben sich also hin, und wie sie bei ihm angekommen sind, berühren sie das Tier, und zwar gerät der eine mit seiner Hand an das Bein, der andere an den Stoßzahn und der dritte an das Ohr. „Jetzt kennen wir es", sagen sie und gehen davon. Wie sie nun von den anderen Blinden gefragt werden, fallen ihre Antworten gar verschieden aus. Der eine, der das Bein des Elefanten berührt hatte, spricht: „Der Elefant ist wie ein Pfeiler mit rauher Oberfläche, nur weicher." Der zweite, der den Stoßzahn berührt hatte, spricht: „Nein, so ist es nicht, er ist im Gegenteil hart und gar nicht weich, außerdem glatt, nicht rauh, und nicht wie ein grober Pfeiler, sondern wie eine Säule." Und der dritte, der das Ohr berührt hatte, spricht: „Gewiß ist er weich und auch rauh; darin hat der erste recht. Aber er ist weder wie ein Pfeiler noch wie eine Säule, sondern wie eine breite, derbe Haut." Offenbar hat jeder von den dreien in einer Hinsicht recht, insofern er das, was er von dem Elefanten kennen gelernt hat, berichtet. Keiner hat etwas vorgebracht, was nicht auf den Elefanten paßte, und doch hat jeder von ihnen die wahre Gestalt des Elefanten nur mangelhaft erfaßt. Man denke über dieses Gleichnis nach und mache die Anwendung davon; denn so verhält es sich fast überall dort, wo bei den Menschen Meinungsverschiedenheit herrscht.

*) Sie steht in kürzerer Fassung schon in einem altindischen Buch, wo sie dem Buddha in den Mund gelegt wird.



□ □ Bunte Chronik □ □



* **Unterirdische Ströme und ihre Bewältigung.** Einer der gefährlichsten Feinde der Bergwerksschächte ist bekanntlich das Grundwasser, das oft in großen Mengen auftritt, so daß die Schächte „ersaufen". Besonders in großen Tiefenlagen ist das Wasser gefährlich. In einem Bergwerk in Thüringen brach einmal eine Wasserader ein, welche 30 Kubikmeter Wasser in der Minute führte, und am Niederrhein wurden vor kurzem sogar einmal 50 Kubikmeter in der Minute festgestellt. Die elektrischen Pumpen, mittels derer man Wasser aus den Schächten pumpt, konnten bis vor kurzem jedoch kaum mehr als fünf Kubikmeter in der Minute fördern. Und wenn auch die heutigen elektrischen Pumpen eine bedeutend größere Leistungsfähigkeit haben, so hat vielfach doch schon ein anderes Verfahren Platz gegriffen, mit dem man jeden unterirdischen Strom bewältigen kann: das Gefrierverfahren. Es findet heute mehr und mehr Verbreitung und besteht darin, daß durch Eismaschinenanlagen der wasserhaltige Teil des Schachtes zum Gefrieren gebracht wird. Größere Eismaschinenanlagen vermögen in einer Stunde 3 Millionen Kälteeinheiten (Frigorien) zu erzeugen. (Eine Einheit im Wärme- und Kältewesen ist diejenige Wärme- bzw. Kältemenge, die gebraucht wird, um ein Kilogramm Wasser von 0 Grad auf ein Grad zu bringen.) Der Schacht Wallach am Niederrhein stand vor kurzem in 550 Meter unter Frostwirkung. In Belgien ist man sogar bis auf 600 Meter heruntergegangen.

*

* **Ein kostbares Auto.** Der Maharadscha von Patiala, einer der reichsten Fürsten Indiens und damit einer der reichsten Männer der Welt, erregte auf seiner Europareise Aufsehen, weniger durch seinen Turban als durch die Tatsache, daß er mit 400 Koffern, 20 Beamten und 80 Dienern umherreiste, für die er in den elegantesten Hotels ganze Stockwerke belegen mußte. Dieser Fürst ließ sich in London ein Auto bauen, das 140 000 Mark kostete, eine ungeheure Summe, wenn man bedenkt, daß das teuerste deutsche Luxusautomobil für 40 000 Mark zu haben ist. Was also macht den Wagen des Maharadscha von Patiala so wertvoll? Zuerst einmal ist er auf besonderen Wunsch nach eigenen Angaben als einziges Exemplar seiner Gattung hergestellt. Gattung? Jawohl, denn es handelt sich um ein Jagdauto für Dschungelwälder! Zu diesem Zweck sind mehrere Schnellfeuergewehre eingebaut, im Hinterteil des Wagens sind Schränke eingelegt zur Mitnahme von Proviant und Wasser für mehrere Tage. Vor den Vorderrädern befindet sich ein „Wegbereiter", eine Eisenkonstruktion, die dichtes Gestrüpp zerteilt, so daß der Wagen besser voran kommt. Daß sämtliche nur irgend möglichen Teile an dem Auto aus Gold, Silber und Elfenbein hergestellt wurden, versteht sich bei einem indischen Fürsten wohl von selbst, und daher erklärt sich nicht zuletzt der oben genannte Preis für das kostbarste Auto der Welt.

□ □ Lustige Rundschau □ □



* **Die Dichter depeschieren!** Den „Stuttgarter Dramaturgischen Blättern" entnehmen wir die folgende bedeutsame Tatsache: Hugo von Hofmannsthal und Arthur Schnitzler verabredeten ein Zusammentreffen bei den Mozartfestspielen in Salzburg. Schnitzler ist zwei Tage früher dort, besorgt die Eintrittskarten und drahtet an Hofmannsthal: „Sitze besorgt Hotel Römischer Kaiser. Schnitzler." — In wenigen Stunden geht folgendes Antworttelegramm des etwas zerstreuten Hofmannsthals ein: „Warum sitzest besorgt Römischer Kaiser? Hofmannsthal."

*

* **Wahres Geschichtchen.** Mein Freund Emil hatte eine Wut auf die Autos und Motorräder, weil sie rücksichtslos drauf los sausten. Als er sich jetzt selber ein Motorrad anschaffte, blieb er seiner Gesinnung treu und fuhr in ruhigem Tempo. Gestern kam er verdrießlich von einem Ausflug mit seiner Ehehälfte zurück. „Es wird einem auch zu schwer gemacht, gemächlich zu fahren", sagte er ärgerlich, „wo wir auch vorbeikamen, überall rief uns die Dorfjugend nach: „Soll'n mer schieben helfen?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.